

Bezugs-Preis für Halle und Umgebungen 2,50 Mark, für die Post bezogen 3 Mark für das Quartalsjahr. Die halbjährige Bezahlung bedingt den vollen Jahrespreis. Mehrere Exemplare gegen Aufpreis. Anzeigen-Preise sind in der Expedition zu ersehen. Druckerei: H. G. Schmidt, Halle a. S., Unter den Eichen 10.

Anzeige-Gebühren für die halbjährige Zeit 100 Pfennige, für den Raum für 10 Zeilen 20 Pfennige, für den Raum für 5 Zeilen 10 Pfennige. Anzeigen-Preise sind in der Expedition zu ersehen. Druckerei: H. G. Schmidt, Halle a. S., Unter den Eichen 10.

Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 179. — Jahrg. 190. Halle a. S., Dienstag 19. April 1898. Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipzigerstr. 87. Geschäftl. Bureau: Berlin SW., Brandenburgstr. 3.

Deutsches Reich.

* Das der Kaiser gestern Vormittag 10 1/2 Uhr in Karlsruhe eingetroffen ist, haben wir bereits telegraphisch gemeldet. Mittags 1 Uhr fand im Gartenlaube des Schlosses Preußenthal und eine Marzschallstatte statt. Während der Tafel spielte die Kapelle des 1. Bataillons Leib-Brandenburgischen Regiments Nr. 109. Am 5 Uhr Nachmittags hatten sich der Kaiser, sowie der Großherzog und die Großherzogin beim großfürstlichen Gesandten v. Stenbocher zum Tee angefangen. Abends 7 1/2 Uhr beendeten die Besprechungen das Hoftheater.

* Zu dem bevorstehenden Besuch des Kaisers auf Schloss Croille wird der „Post“ aus Metz geschrieben: Der Gemeinderath hat beschlossen, Sr. Maj. während seines Besuchs auf Schloss Croille eine Prunktafel im Stadthaus mit nachfolgendem Facelign sämtlicher Vereine anzubringen. Der Bürgermeister Herr v. Kramer ist beauftragt worden, mit dem Hofmarschallamt die Verhandlung in Verbindung zu treten. Die Kaiserlichen werden einen Empfang verdienen wollen, hofft man doch auf eine Jagde, da es sich hauptsächlich darum handelt, dem Dank der Bevölkerung für die bewilligte Stadterweiterung Ausdruck zu geben. Die Schließungsarbeiten sollen erst im Herbst beginnen, weil noch eine Aenderung der Pläne in Aussicht steht und weil hier im Winter gewöhnlich harter Mangel an Arbeit und infolge dessen ein Mangel für die Arbeiter herrscht.

* Zum Jubiläum des Königs Albert von Sachsen wird weiter gemeldet, daß als Vertreter der Königin Victoria von England der Prinz Christian von Schlesien-Köpenick sich in Begleitung des Generals Dupont und des Obersten v. d. M. zu dem Jubiläum nach Dresden begeben. Der amerikanische Gesandte in Berlin wird sich in Begleitung des Botschaftsrats Jackson am Mittwoch ebenfalls nach Dresden begeben, um dem König Albert ein Glückwunschschreiben des Präsidenten der Vereinigten Staaten Mac Kinley zu überreichen.

* Gegenüber der Mitteilung des „Bayerischen Kurier“, die Krantheit des Königs Otto von Bayern bestehe in einem Magenleiden, der Verlauf der Krankheit dürfte wohl ungewisshaft zum Tode, doch könne beharrlich eine Krebskrankheit einen schnellen und einen langwierigen Verlauf nehmen, sind die „Mittl.“ N. v. von den zuständigen Stellen zu der Erklärung ermächtigt, daß die vorliegende Alarmnachricht wie so viele andere aus der Luft gegriffen ist. Sollte im Verlaufe des Königs eine Aenderung eintreten, so werde durch die behandelnden Aerzte die Deffinitivität unverzüglich unterrichtet werden.

* Der Präsident des Verrenhanfes für zu Wiesbaden im März vom Plenum ermächtigt worden, dem Fürsten Bismarck zu seinen 83. Geburtstag die ehrerbietigen Glückwünsche des Hauses darzubringen, und ist diesem Auftrage nachgekommen. Hierfür ist folgende Antwort eingegangen: **Euer Durchlaucht bitte ich ergebenst, dem hohen Hause für seinen ehrenvollen Glückwunsch meinen herzlichsten Dank auszusprechen und den Ausdruck meines lebhaften Bedauerns binzusprechen zu wollen, daß meine fällige Gesundheit mich nicht, von den Besprechungen des Hauses fernzubringen, den angenehmen ich mir zu hohen Ehren wähle. Mit der wiederholten Versicherung meiner ausgeprägten Hochachtung bin ich Euer Durchlaucht ganz ergebenster v. Bismarck.**

* Der Direktor im Reichsamt des Innern, Schröder, ist auf sein Gehalt aus Gesundheitsrücksichten vom 1. April ab zur Disposition gestellt worden.

* Eine Vernehmung der Premierlieutenantenstellen bestirmt, die „Berl. Neuest. Nachr.“ bei der Besprechung eines Artikels der „Straßb. Post“, der die Ablehnung der zweijährigen Dienstzeit in Frankreich behauptet und bei allen deutschen Fußtruppen mit zweijähriger Dienstzeit eine Verwappung des Einsatz in Premierlieutenants verlangt. Die „Berl. N. v.“ gehen noch weiter und fordern mit Recht: „Das Offizierskorps müßte mindestens so hart verurteilt werden, daß nach allen Abkammerungen, zu denen auch die Militärentenstellen gehören, 1 Premier- und 3 Secondelieutenants unter allen Umständen für den Frontdienst vorhanden bleiben, ebensolche dürfte aber auch die Unteroffiziersfrage einer eingehenden Erörterung bedürfen.“

* Unter den in der Vorlage betreffend die Erweiterung und Vervollständigung des Staatsfestenbahnen u. i. w. vorgeschlagenen neuen Bahnlängen beantragt die Linie **Trenntrienchen** — Plauen nicht allein wegen des Kostenbetrags von mehr als 11,5 Millionen, sondern auch deshalb besonderes Interesse, weil sie den ersten Schritt auf einem neuen, für die Leistungsfähigkeit des Staatsbahnen bedeutungsvollen Wege bildet. Der Hauptweg dieser Bahn ist nicht, wie bei den sonstigen, in dem letzten Jahrzehnt gebauten Bahnen regelmäßig, die Erschließung des von ihr durchschnittenen Gebietes, obwohl ihr Verkehrsgebiet etwa 700 qm mit insgesamt 32 000 Einwohnern umschließt, sie soll vielmehr nur die Bahnlinie zur Entlastung der von Schemleben, Witten und Wittenberg nach Berlin im nördlichen Bahnen und vor allem in der großen Rangirations dieser Bahnen dienen. Diese Stationen und die zwischen ihnen liegenden Strecken sind durch den rasch anwachsenden Verkehr bereits

jetzt bis nahe an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit belastet. Wird nicht auf baldige Abhilfe Bedacht genommen, so droht die Aufrechterhaltung eines regelrechten Betriebes gefährdet zu werden.

* Einige politische Zeitungen haben auffälligerweise die unrichtige Nachricht eines kleineren Reichsgerichtes übernommen, wonach am 29. März die Gewährung einer Staatsbeihilfe an die in Konkurs befindliche **Bagelverfertigungsgesellschaft Germania** und die alsbaldige Einbringung einer Forderung hierüber zwischen den beteiligten Parteien beschlossen sei. Wir haben dieser Meldung von vornherein Widerspruch entgegengebracht. Die „B. Z.“ bestätigt nun diese die Ansicht, indem sie folgendes ausführt: In Wirklichkeit ist an diesem Tage öffentlich das Gegenstück regierungsgewärtig erklärt worden. Auf eine bei der dritten Sitzung des Staats der Landwirtschaftlichen Verwaltung von dem Abgeordneten Abgeordnete Anfrage gab der Regierungskommissar nach eingehender Darlegung der Entwicklung dieser notleidenden Gesellschaft und der Lage der beteiligten Parteien durch die nachfolgenden, die Gesellschaft in geordneten Bahnen zu erhalten, die Erklärung ab, daß eine finanzielle Staatsunterstützung wegen der daraus für andere Privatgesellschaften sich ergebenden Konsequenzen ausgeschlossen sei, was höchstens der Fall eines Teiles der Gesellschaften in Frage kommen konnte.

Dieser Erklärung ist aus dem Abgeordnetenhaus kein prinzipieller Widerspruch entgegengetreten, und die obige entgegenstehende Mitteilung ist daher vollkommen haltlos. Es ist von Wichtigkeit, dies richtigzustellen, damit nicht die Mitglieder der Reichstagskommission durch die ungewisshafte Erwartung einer Staatsbeihilfe verleitet lassen, der Zahlungsaufforderung des Konkursverwalters „Widerstand“ entgegenzusetzen und damit auch neue Weiterungen und Kosten herbeizuführen, die im Grunde genommen nur auf die Gesamtheit der Mitglieder zurückfallen können. Wie der Regierungskommissar mittheilt, ist bei der Konkursausgleichsrechnung nach Maßstab auf die nach den Erfahrungen bei dem Liquidationsverfahren zu gewöhnlichen Umständen auf etwa das Doppelte des vorliegenden Betrages bemessen. Die überschüssigen Eingänge werden schließlich den Mitgliedern zurückerstattet, auch soll den Mitgliedern ein Bedürfnisfall die Zahlung in mehrjährigen Raten bewilligt werden.

* Um dem in der Landwirtschaft vielfach hervorgerufenen empfindlichen **Mangel an Arbeitern** möglichst entgegenzuwirken, erachtet es, wie die „B. Z.“ offiziös meldet, geboten, für die Ausführung von Staatsbauten da, wo jener Mangel besonders sich fühlbar macht, mehr als bisher auch auswärtige Arbeiter heranzuziehen. Das Blatt schreibt dazu noch:

Es können dabei zunächst nur etwaige im Inlande vorhandene überschüssige Arbeitskräfte, somit aber solche nicht existenz, auch ausländische Arbeiter in Betracht, wie auch schon jetzt bei Neubauten in größerem Umfang Ausländer, insbesondere Italiener, auch Holländer und Skandinavier beidseitig werden. Der Mangel der öffentlichen Arbeiten hat daher bestimmt, daß der 3. Absatz des § 11 der durch Gesetz vom 29. September 1889 — II a (b) 1194 — festgesetzten Allgemeinen Vertragsbedingungen für die Ausführung von Erd-, Feld-, Acker-, und Bauarbeiten, welcher lautet: „Bei der Annahme von Arbeitern ist die einheimischen, besonders aber die in der Gegend der betreffenden Arbeitsstellen wohnenden geeigneten Arbeitskräfte vornehmlich zu berücksichtigen“, — bei der Vergabung derartigen Arbeiten bis auf Weiteres zu streichen ist.

* Der Verband deutscher Post- und Telegraphen-Affizienten giebt (oben in dieser Seite) seine Geschäftsverhältnisse im Jahre 1897 heraus. Es ist daraus zu ersehen, daß die Mitgliederzahl des Verbandes in der Zeit von Ende Dezember 1896 bis Ende Dezember 1897 von 9710 auf 12 289 gestiegen ist, also ein Zuwachs von rund 2500 Mitgliedern.

* Zum Fall **Grünenthal**. Die Mitglieder der Staatsschulden-Kommission und der Hauptverwaltung der Staatsschulden waren am 15. d. Mts. zu einer Besprechung zusammengetreten, wobei dem „Berl. Neuest. Nachr.“ zufolge konstatiert wurde, daß keine Dokumente der preussischen Staatsschuld unterzulegen, bzw. in unerlaubter Weise in den Verkehr gegeben worden sind. Die genaue Durchberathung der einzelnen, für die Kontrolle der Staatsanleihe seit Jahren bestehenden Bestimmungen hat zu dem Ergebnis geführt, daß sie völlig genügen, um jede Möglichkeit eines Mißbrauches auszuschließen. — Ein Berliner Blatt erklärt, es habe sich herausgestellt, daß Grünenthal bei seinem Bankrot die Staatsschuld mit einem gefälschten Siegel operiert hat. Die maculierten Scheine waren in Höfen à 1000 Stück verpackt und von Oberbeamten der Reichsdruckerei verpackt. Grünenthal hat nun aus mehreren dieser Pakete Banknoten entnommen und den Verkauf mit einem gefälschten Siegel wiederhergestellt.

* Wie die „Nationalzeitung“ meldet, ist die hartenische „Zukunft“ gefahren, auf Verlangen des Königlich-preussischen Ministers wegen des Artikels „König Otto“ mit Beschlagnahme bestraft worden.

* Was über die weitere Entwicklung der **Zukunft** berichtet wird, läßt den von der deutschen Politik i. Z. angetragenen Rückzug aus der freisinnigen Kooperation der Mächte als einen außer Betracht gekommenen Entschluß erscheinen. Denn was seitdem auf der Insel geschehen ist, hat überaus große Wichtigkeit mit einer beginnenden vollständigen Verknüpfung der ganzen Angelegenheit. Es ist das eine Wendung, an welcher unbeteiligt zu sein der deutschen Orientpolitik sicherlich niemals zum Nachtheil, dagegen unter Umständen zu erheblichen Vortheil gereichen dürfte.

* Zum **spanisch-amerikanischen Konflikt** schreibt die „Nordd. Allg. Zeitung“:

Ueber London wird berichtet, daß die Vertreter der europäischen Großmächte in dem spanisch-amerikanischen Streitfall in Washington neuerdings eine feindselige Haltung angenommen hätten. Soweit es sich um den deutschen Vorkonflikt handelt, ist diese Behauptung unzutreffend.

* Nach einem dem Reichs-Marineamt eingetroffenen Telegramm ist der zum Gouverneur von Kautschou ernannte Kapitän zur See **Wolenski** dort eingetroffen und hat die Befehle von dem stellvertretenden Vorkonflikt-Kapitän mit Desillusionenmangel zurückerlassen.

* Der **Reichsanzeiger** veröffentlicht die Kaiserliche Verordnung betreffend die Schaffung von Eingeborenenreferenten in der südwestafrikanischen Schutzgebiete.

* Das Interesse für landwirtschaftliche Unternehmungen in **Deutsch-Südwestafrika** ist langsam aber stetig im Steigen begriffen. Im Laufe des April werden sich mehrere Farmer, welche mit genügenden Kapitalien ausgerüstet sind und zum Theil schon Erfahrungen für die Kultivation der Landes in anderen Erdtheilen gesammelt haben, über Kapstadt nach Südrand begaben und gedenken, wenn möglich, im Gebiet von Großfontein und Goshon Land zum Betriebe der Landwirtschaft und der Viehzucht zu erwerben. Besonders erwirbt man viel von dem Ackerbau in den Strichen, welche durch das ungelagerte Wasser eines Flusses einmal bereist werden können, da es unter solchen Verhältnissen sogar möglich ist, wie die Erfahrung gezeigt hat, Weizen zu bauen.

Parlamentarisches.

Am heutigen Dienstag werden die Plenarsitzungen des **Abgeordnetenhauses** wieder aufgenommen werden. Auf der Tagesordnung der Vormittag 11 Uhr stattfindenden 92. Plenarsitzung stehen die Beratung der Interpellation der Abgeordneten **Brockhausen** und **Genossen**, betreffend den Detailhaushalt der **Warenhäuser u. i. w.**, sowie die Begründung und Antwortwortung der Interpellation der Abgeordneten **Smula** und **Genossen**, betreffend die Befreiung des Mangels an händigen Dienstboten und landwirtschaftlichen Arbeitern in den östlichen Provinzen.

Die Finanzkommission des **Verrenhanfes** hat gestern Mittag in der Beratung des Staats ein. Die Beratungen sollen drei Tage dauern. Das Plenum wird sich, wie feststeht, bereits am 27. d. Mts. mit dem Etat zu beschäftigen haben.

Der spanisch-amerikanische Konflikt

ist zwar wiederum einen Schritt weiter vorgeschritten, ist aber immer noch nicht mehr geklärt. Das Abgeordnetenhause hat gestern mit 179 gegen 155 Stimmen einen Antrag Dingley angenommen, der die Zustimmung des Hauses zu den Resolutionen des Senats auspricht mit einem Amendement, wodurch die Klausel in Gunsten der Anerkennung der kubanischen Unabhängigkeit gestrichen wird. Der Senat hingegen hat einen Antrag auf Abhaltung einer gemeinschaftlichen Sitzung beider Häuser abgelehnt. Es macht sich aus diesen Gründen die Vortheilhaftigkeit der Resolution aus dem Repräsentantenhaus an den Senat möglich. Auf diese Weise wird die Lösung der Krise wiederum einige Tage hinausgeschoben. Nach einer Debatte des „New York Herald“ aus Washington sind Anzeichen vorhanden, daß die Verhandlungen, auf die vom Senat beschlossene Resolution sich zu einigen, zu Nichts führen werden. Das eventuelle Resultat werde vielmehr ein Kompromiß ohne Anerkennung der kubanischen Republik sein. Die republikanische Presse leitet eine lebhafteste Agitation gegen den Verzicht des Senats ein und fordert Mac Kintley an, energisch die Befreiung des Senats zurückzuweisen, deren Spitze sich in erster Linie gegen die Position des Präsidenten und gegen die Solidarität der republikanischen Partei richtet. Der Senat wolle Amerika um jeden Preis in einen unglücklichen Krieg führen. Große politische Kreise hoffen daher von dem neuen Vorstoß, daß er auf die gereizten Gemüther in Amerika wie in Spanien beruhigend wirken und neue Friedensverhandlungen ermöglichen werde. — Der Pariser „Matin“ erhält ein Telegramm aus Savanna, daß der kubanische Minister für öffentliche Arbeiten sich zu dem Aufständigen begab, um den Führern die Autonomie auf neuen, weit liberaleren Grundlagen als den bereits bewilligten Schutzregelungen anzubieten. Inzwischen rufen Amerika sowohl als Spanien in feindseliger Eile für den Krieg, die sich besonders in London durch von beiden Seiten vorgenommene umfangreiche Ankäufe von Schiffen kundgibt. Sehr bemerkenswert wurde in Liverpool, daß ein Frachtdampfer unmittelbar vor der Abfahrt für New York



(Nachdruck verboten.)

Die Herren von Buntſchloß.

2) Roman von C. v. Wald-Bedtwig.

Das ſchattige Dunkel der Parkwildniß umſing ſie. Auf den Raſenflächen ſtand das mit Blumen durchſetzte Gras nanneshoch. Niemand ſchnitt es, es wuchs, blühte und verdorrte nun dort ſchon ſeit Jahren. Ludowica betrat die Wieſe. „Da ſind Menſchen gegangen, das iſt nicht meine Spur von geſtern. — Nun ſind wir gleich an der Orchidee — aber wo iſt ſie denn? — Hier ſtand ſie, dicht neben der Statue des Hans — abſcheulich — ganz abſcheulich — es hat ſie ſchon Jemand gepflückt!“

„Dachte ich's doch, Ludowica,“ kam es leiſe, bewegt von Archibalds Lippen, „das Suchen läßt ſie nicht wieder erſehen — ſie iſt für uns verloren.“

„Wie gebuldig Du das ſagſt!“

„Mein ſüßes Herz, ein Glück, wem der Liebe Gott Geduld und Aulbungskraft gegeben hat! — Komm — —! Es iſt ſo kühl hier.“

Ludowica dachte erſt jetzt daran, daß Archibald ſich vor jähem Temperaturwechſel zu hüten habe, verließ ohne Widerrede mit ihm den Park und bald langten ſie wieder bei Frau von Buntſchloß an, die ihnen die neueſte Zeitung entgegenhielt.

„Heute fordert das Gerücht noch immer den verſchollenen Better Heinrich auf, ſich zu ſtellen und ſeine Erbschaft anzutreten,“ ſagte ſie halblaut und dennoch mit großer Anſtrengung.

„Ob er überhaupt gefunden wird, ob er überhaupt noch lebt?“ warf Archibald ein.

„Iſt er Archibald, ſo geht das gelbe Schloß an die blaue Linie über,“ bemerkte die Baronin.

„Es würde dann ein ſchöner Beſig.“

Archibald ſah ſeine Mutter fragend an.

„Spekulative Regungen ſind mir bei meiner geliebten Mama bis jetzt fremd geblieben. Unſer Beſitz genügt, um glücklich zu ſein, vorausgeſetzt, daß der Beſitzer das Glück in ſich trägt.“ Er ſuchte Ludowicas Augen, Bernhardine ſing dieſen Blick auf, der ſie davon überzeugte, daß die Gedanken und Wünſche ihres Sohnes mit den ihrigen überein ſtimmten. Wern hätte ſie einmal mit Ludowica darüber geſprochen, aber ſie wagte es nicht, es widerſprach ihrem ſeinfühligem Denken, einen ſo zarten Punkt zu berühren. Die Herzen der Weiden, die ſich ja längſt gefunden, die ſich unausgeſprochen von Jugend auf angehört hatten, ſollten ohne fremdes Zutun von ſelbſt ihre Klammern vereinigen.

Die melancholiſche Stimmung, welche ſich jetzt ſo oft Archibalds bemächtigte und die beſonders zu Tage trat, wenn er mit Ludowica zuſammen war, gaben ihr den Beweis, daß er nahe daran war, dem Mädchen ſeiner Wahl ſein Herz zu entdecken. Woran er nur noch warte? Bernhardine lächelte ſtill in ſich hinein und glaubte die Antwort gefunden zu haben. Es waren die ſüßen Zweifel, welche die reine, noch unberührte Seele ihres Sohnes noch zaghaft machten. Eben nahen ſich Schritte, und Frau von Buntſchloß wandte den Kopf nach dieſer Seite.

„Komm nur näher, meine Anna,“ damit winkte ſie ein junges Dorfmadchen heran, welche ſchüchtern hinter einem Springenbuſch ſtand und bittend herüber ſchaute. Die zarte, beinahe noch kindliche Blondine kam beſcheiden näher und hielt der Schloßfrau ein Körbchen mit verſchiedenen Kräutern entgegen.

„Die Mutter Griebeln ſchickt ſie, ſie hat ſie geſtern Abend geſucht und ſie ſind ſehr gut für die Lungen,“ ſagte ſie, nach und nach ihre Verlegenheit überwindend.

„Ich danke Dir und Deiner Pflegenutter dafür,“ entgegnete Bernhardine, indem ſie die aromatiſchen Kräuter mechaniſch durch die Hand gleiten ließ.

„Jeden Morgen und jeden Abend eine Taffe davon trinken. Nicht zu ſtark läßt Mutter Griebeln gelage,“ fuhr Anna jetzt ſchon zutraulicher fort. „Es ſoll unfehlbar geholſe.“

„Ja, ja, die gute alte Griebeln,“ ſagte Frau von Buntſchloß, wobei ein halb wehmüthiges, halb ungläubiges Lächeln ihren ſchmalen Mund umſpielte. Die guten Dorfbewohner! Wie viele Kräuter und Tränken trugen ſie nicht auf das Schloß, in der Abſicht, ihre ſo hochgeſchätzte und allbeliebte Freifrau wieder geſund zu machen. Bernhardine nahm und beſohnte Alles, um ſie nicht zu kränken, ohne jemals davon Gebrauch zu machen.

„Habt Ihr Nachrichten von Euerm Karl?“ fragte ſie jetzt.

„Ach nein, lange nit, Gnädig', mer wiſſe überhaupt nit, ob mein Karl noch am Leben is,“ antwortete Anna traurig.

„Man muß immer hoffen und auf den lieben Gott vertrauen; am Ende kommt er doch noch einmal ganz über-raſchend.“

„Das gedenken Mutter Griebeln und ich auch immer.“ Sie zögerte noch ein wenig. Frau von Buntſchloß winkte ihr einen leichten Abſchiedsgruß zu, Ludowica und der Baron reichten ihr die Hand, dann gieng ſie.

„Die arme Griebeln, Freude hat ſie an ihrem Sohn noch nicht erlebt,“ bemerkte die Freifrau.

„Nun, vielleicht iſt ihm das Leben zur Schule geworden,“ entgegnete Ludowica.

„Das bezweifle ich,“ ſagte Archibald dagegen. „Nun, leſen wir, Ludowica?“

„Gern, wollen die Baronin zuhören oder ſollen wir uns dort auf den andern Platz ſetzen.“

„Ich höre zu, lieben Kinder.“

Archibald zog den Tacitus aus der Taſche, begann zu leſen und wurde ſpäter von Ludowica abgelöſt, während Bernhardine, nachdem ſie ſich eine Weiße an dem Wohlſtand der Sprache ergötzt hatte, ohne ſie zu verſtehen, fanſt einſchlief. Ludowica war des Lateiniſchen und Griechiſchen vollſtändig mächtig, hatte ſie doch, beſtrebt, mit ihrem Freunde Alles zu theilen, nicht geruht, bis ſie der Vater auch in die alten Sprachen einführte. Jetzt wurde ihr Fleiß durch die weihevollen Stunden, die ſie in Gemeinſchaft mit dieſen beiden edlen Menſchen durchleben durfte, belohnt.

Archibald hatte ſeine Mutter niemals verlaſſen. Sie ſowohl wie er waren niemals auf den Gedanken gekommen, ſich zu trennen, und nie hatte er darauf hingearbeitet, ein Amt zu bekleiden oder eine öffentliche Stellung anzunehmen. Auch um die Verwaltung des Gutes bekümmerte er ſich nicht, die lag bei dem Pächter in guten, ja in den beſten Händen. Nichts wollte er ſein, als ein guter Sohn, ein wiſſenſchaftlich und künſtleriſch gebildeter Menſch, der ſtets nach dem Edelſten ſtrebt und ſeinen Mitmenſchen ſo viel als möglich nützt. Da ſeine phyſiſchen und pekuniären Verhältniſſe nicht ausreichten, für weitere Kräfte zu wirken, ſo ſuchte er denjenigen, die ihm als Gutsherrn unterſtellt waren, den ländlichen Bewohnern von Dorf Buntſchloß und der nächſten Umgebung, nach beſſen Kreiſe moralisch und materiell zu nützen. Die Kirche, die Schule bedachte er reichlich, der arg darniederliegenden Landwirthſchaft half er auf, eine Bewässerungsvorrichtung der oft recht trockenen Wiefen richtete er ein; ein Krankenhaus ließ er erbauen, lenkte den Sinn der Mädchen auf Hausinduſtrie, hielt gute religiöſe und politiſche Blätter, richtete eine Volksbibliothek ein, bezahlte den Arzt und die Apotheke für Nothleidende und gab Rath ſo viel und ſo gut er nur konnte.



„Ich will Mensch sein, nichts weiter, denn bin ich zugleich der beste Diener Gottes und des Staates,“ sagte er oft zu Ludowica, der getreuen Mitgefährtin in seinen menschlichen Bestrebungen. Archibald that nicht das Geringste ohne Ludowica, so war es gekommen, daß sie in ihrem Innern Eins geworden waren und daß die Menschen, so wie sie selbst, sie sich nur als ein unzertrennliches Ganzes denken konnten. Die Baronin knüpfte daran weitergehende Hoffnungen, der Pfarrer hingegen fürchtete, daß sie sich verwirklichen könnten.

Vom nahen Schloßthurm, der sich schwer und massig über dem Kirchflügel erhob, schlug es zwölf Uhr, der Taubenschwarm, welcher sich auf demselben niedergelassen hatte, schwirrte in die Höhe und purrte auseinander. Ludowica reichete Archibald die große, kräftige Hand zum Abschied.

„Es war wieder ein herrlicher Morgen, Ludowica,“ sagte Archibald, ergriff ihre Rechte und begleitete sie zu dem kleinen Ausgang, der nur für die Besizer des Schloßes geöffnet wurde. Sie überschritten dabei einen Hügel, der mitten im Garten lag, von wo aus man einen freien Blick genoß. Lautlos lag das liebliche, grüne, von den Gebirgsflüßchen durchrauschte, fränkische Thal da. Die Mittagssonne ließ das weiße Kalkgestein wie leuchtendes Silber glänzen, hier und da gebämpft durch grünbraune Palina, gebildet aus flechtenartigen Moosen und krüppelhaftem Haibefraut. In einzelnen Stellen wucherten wilde Blumen, da schimmerten die Hänge im goldenen Gelb, dort lag es wie ein dunkelblaues Tuch darüber, hier thaten sich die Ziegen gütlich und schwelgten in Blumenfutter. Ludowica und Archibald war dies Alles so heimatlich, so bekannt, so ans Herz gewachsen.

„Ja, es war wieder ein schöner Morgen, Archibald. Danken wir Gott dafür und bitten ihn, daß er uns noch viele, viele solche schenken möge.“

Archibald sah kümmernden Auges hinaus in die Ferne, streifte den blinkenden Schlangellauf des forellenhaltigen Flüsschens, hob den Blick zu dem wolkenlosen Himmel und ließ ihn dann über den uralten rauschenden Park gleiten, aus dem das bunte, malerische Schloß mit seinen zadigen Dächern hervorah. Die Tauben schwirren noch immer umher, weiße, silberschimmernde Tauben, bis sie endlich ihren Ruhepunkt auf dem alten Thurm wieder fanden.

„Ein Märchen — ein wonniges, weltvergessenes Märchen, Ludowica! Zu schön, um an seinen Bestand zu glauben.“

„Wie Du das wieder saast, Archibald?“

„Als ob mir vor der Wirklichkeit bangte, nicht wahr, Ludowica?“ Er drückte ihr stürmisch die Hand und wandte sich eilig zum Gehen. Was war ihm nur? Wie war ihr nur zu Muth? Traumvergeffen stand sie da und lauschte seinen verhallenden Schritten. Ihr war das Weinen nahe. — Wehalb nur? So wie heute hatte die Sonne so oft geschienen, den Reiz der lieblichen Landschaft noch erhöhend, so wie heute hatten sie oft zusammen gelesen und dann hier gestanden; Nichts hatte sich verändert, Nichts — — und dennoch — — dennoch — —.

2. Kapitel.

Das freundliche Theater zu München, in dem die Schauspielkunst so anmuthig und zugleich so lustig wie möglich vertreten wird, war heute Abend trotz der vorgerückten Jahreszeit beinahe bis auf den letzten Platz besetzt. Kein Wunder, denn Fifi Brandori, eigentlich Josephine Brand, spielte vor ihrem Sommerurlaub voraussichtlich zum letzten Male. Eine entzückende Naive, diese kleine, zierliche Fifi, ganz München hatte sie zu ihrem ausgesprochenen Liebling erklärt.

Wie immer hatten auch heute die Offiziere der Kavallerie die Prozeniumsloge rechts unten eingenommen. Der der Bühne zunächst gelegene Eckplatz war noch leer, der Logendiener legte eben einen mit einer blaßblauen Schleife umwundenen Rosenstrauß und ein Opernglas auf den rothen Sammetstisch, während er einen Zettel über die Brüstung breitete.

„Aha, der blaue Buntschloß wird erscheinen,“ bemerkte einer der Herren, Baron Fedor Kalen, zu seinem Nachbar, dem Grafen Bruno Wolfstein gewandt.

„Selbstredend, Fifi spielt ja,“ gab er zurück.

„In bedeutende Unkosten hat er sich heute nicht gekürzt,“ scherzte der Erstere wieder, indem er auf den Strauß deutete.

„Immer der Mode entsprechend, darauf hält Kalk,“ entgegnete der Andere. „Weißt Du denn nicht, daß diese Blumenwagenräder nicht mehr modern sind? Man merkt Dir doch an, daß Du sechs Jahre in Ansbach gestanden hast und es ist wirklich die höchste Zeit, daß Dich die Residenz einmal wieder in ihre wohlthuernde Politur nimmt.“

Baron Kalen musterte dabei seinen Freund und Regimentskameraden, dessen Aeußeres allerdings zeigte, daß er nicht auf der Höhe der Situation stand. Wer trug jetzt noch einen so engbrüstigen Ueberrock wie er, und dann hatte er noch, um seinen blonden Schnurrbart martialisch zu verlängern, eine ganz und gar veraltete und verpönte Anleihe bei dem Wadenbart gemacht! Nicht einmal ein Armband raffelte an seinem Handgelenk und wenn er keine freundliche Spenderin solcher Dinge besaß, so konnte er doch wenigstens den Schein wahren und sich eins kaufen.

Das Gespräch der Beiden und Fedor Kalens geistreiche Betrachtungen wurde unterbrochen, denn die Logentür that sich geräuschvoll auf, ein Säbel raffelte so herausfordernd, daß es durch das ganze Theater hallte, so dessen feierliche, weishevollt Ruhe störend, und alle Blicke wandten sich auf die schlank, schneidige Gestalt des jungen Ulanenoffiziers, der sicher und siegesbewußt an die Brüstung trat, seinen Freunden zunickte, den Rosenstrauß in die Hand nahm und sich in den Polsterstuhl warf.

„Der blaue Buntschloß.“ — „Der schöne Kalk.“ — „Nun kann die Vorstellung beginnen,“ flüsterte man sich im Parkett und in den Rängen zu und wirklich, als ob der Insipient nur auf Kalks Erscheinen gewartet hätte, ertönte die Klingel und der Vorhang hob sich.

Kalk kannte natürlich das Stück. Welches Stück, wenn es nicht gerade eine Neuheit war, hätte er nicht gekannt? Aber mochten sie da oben auf der Bühne noch so gut spielen, was ging ihn das an? Drüben die Gräfin Turm im ersten Rang, die Mrs. Miller in der Fremdenloge und dann die kleine, süße Pugmacherin hoch oben nahe dem Himmel interessirten ihn viel mehr. Auch der blonde Backfisch im Parkett erhielt einen gnädigen Blick durch das Opernglas und Kalk bemerkte zu seinem Vergnügen, wie das entzückende Wurm darüber ertöthete.

Kalk Freiherr von Buntschloß aus der blauen Linie verdiente seinen Beinamen: der schöne Kalk! Wie ein Antinou war er gewachsen, sein feingeschnittenes, rosiges Gesicht würde etwas Mädchenhaftes gehabt haben, hätte der lange, goldblonde Schnurrbart nicht gar so kühn die rothen Lippen beschattet und hätten seine großen, stahlblauen, gutmüthigen, vor Lebenslust funkelnden Augen nicht zu herausfordernd in die Welt, die schöne, herrliche, lustige — — ach so unendlich lustige Welt geblitz, in der es gar keine Sorgen gab, — Keine? — — Um! — — Manchmal gab es wohl welche, das waren die unbezahlten Rechnungen und einzulösenden Wechsel, aber um die bekümmerte sich Kalk grundsätzlich nicht, denn in irgend einem Punkte mußte der Mann doch Grundböge haben.

„Bravo! Bravo!“ — Ein Beifallsturm und lautes Klatschen erfüllte den Raum, Fifi floh mit der Schultafche am Arm, im kurzen Kleidchen auf die Bühne und trug — „Ein echt sifianischer Einfall,“ meinte Baron Kalen, — hatt des sonst von der Naiven unzertrennlichen Bendelkopfes das rothbraune Haar, welches ihr bis in die Taille reichte, aufgelöst.

„Brav! Sehr brav!“ ließ sich jetzt Kalks Stimme vernehmen, als alle Andern bereits schwiegen, und mit sicherem Wurf flog der Rosenstrauß auf die Bühne. Alles sah nach Herrn von Buntschloß.

„Danke recht schön, Herr Baron!“ rief Fifi ganz in der Rolle ihres übermüthigen Backfisches, knitzte zur Loge, hob die Rosen auf und schob sie in den Ausschnitt ihres Kleides. — Die Zuschauer rasten vor Vergnügen und ein Jubel stürmte durch das Haus.

Im Zwischenaft unterhielten sich die drei Kameraden eifrig mit einander, Kalk zog eine Visitenkarte hervor und schrieb:

„Nach dem Theater bei der Geheimrätthin, Kalen und Wolfstein kommen auch.“

Der Logendiener nahm das Billet in Empfang, brachte es hinter die Bühne und kam bald mit einem Zettel zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Eine russische Verbrecherhöhle.

Die Sadowaja und der Sabalkanski Prospekt in Petersburg bilden da, wo sie zusammentreffen, einen Platz, den Heumarkt. In dessen Nähe liegt der berühmte Wjäsemskijdom, der Schlupfwinkel der Verbrecher und jeder Art lichtschienigen Gesindels. Ein Petersburger Korrespondent der „Köln. Ztg.“ hat jüngst der Verbrecherhöhle einen Besuch abgestattet und darüber in einem längeren Aufsatz berichtet, dem wir das Nachfolgende entnehmen.

Der Wjäsemskijdom besteht aus einem größeren Gebäude an dem Prospekt und mehreren kleineren Häusern im Hofe, die eine Art Stadtviertel bilden. Hier haben begeisterte Nihilisten, die freiwillig „unter das Volk“ gegangen sind, Rekruten der That geworden; hier haben Generalstöchter das Evangelium ihrer gutgemeinten phantastischen Reformlehren gepredigt; von hier sind Einbrecherbanden auf Arbeit ausbezogen; Verdorbene, Gesunkenen und Versunkenen, gefallenen Engeln und Genoshheitsfunderinnen, Unglücklichen, die keine helfende Hand fanden, Schwerverwundeten im Kampfe ums Dasein, von denen die Samariter des rothen Kreuzes nichts wußten, Trunkenbolden und brodlosen Provinzlern, die sich im Leben der Millionenstadt nicht zurechtfinden konnten, Allen hat das Wjäsemskijdom bereitwillig seine Thore geöffnet. Unheimliche Dinge erzählt man sich. Polizisten und Gorodowois, die in das Haus und seine Schlupfwinkel eindringen, sind verschwunden, spurlos, ohne Lärm, auf Nimmerwiedersehen. Als eine Volkszählung abgehalten wurde, weigerte sich der Zählungsausschuß, das Haus zu betreten. Schließlich rückte ein Offizier und ein Zug Soldaten an und vollzog die Zählung der Hunderte von Insassen des Hauses. Dabei sprangen halbnaakte Weiber mit betäubendem Getöse auf die Soldaten ein und verletzten ihnen Hüfte. Es ist nicht angängig, das Haus plötzlich zu säubern, da Hunderte der dort zusammengepferchten Insassen gänzlich obdachlos werden würden. Man fürchtet vielleicht auch, daß sich anstatt dieser einen Verbrecherhöhle dann viele andere bilden würden, die noch schwerer zu überwachen wären. So besteht denn dies seltsame Haus in ziemlicher Ungehörtheit weiter und liefert manchen Stoff für die Arbeit der Gerichte.

Will man dem Hause einen Besuch abstatten, so muß man sich maskiren. Denn ein Mensch mit Kragen und Manschetten, mit Weste und heilen Beinkleidern würde im Wjäsemskijdom ein solches Aufsehen erregen, daß er bald von allen Insassen umringt, seiner schönen Habe beraubt und wahrscheinlich mit den geringen ihm verbleibenden sterblichen Resten hinausbefördert werden würde, falls ihm nicht noch Schlimmeres zustoßt. In dessen die Verkleidung gelingt auch; sie gelingt so gut, daß der Iswoitschik das Geld im Voraus verlangt, ein untrügliches Zeichen, daß er an die Zahlungsfähigkeit nicht glaubt. In der Nähe des Hauses wird gehalten. Während der Iswoitschik noch mit einem Gorodowoi verhandelt, wahrscheinlich, um anzugeben, woher der neue Stroh gekommen sei, ziehen wir ins Wjäsemskijdom ein, Kopf und Rücken gebückt und auf dem Gesicht das hoffnungslose, zu Allem fähige Nitschewo. Zunächst der Hof. In einem Winkel hat sich ein Theeverkäufer aufgestellt. Die Theeblätter zieht er aus der einen Tasche seines schmierigen Pelzes hervor, den Zucker aus der andern. Eine Kopeke kostet ein Glas dieses trüben grünlichen Getränkes, aber das Glas muß man mitbringen. Kinder und elende Gestalten umlagern den vielbeneideten Mann, der Thee trinken kann, so viel er will. Er füllt das Getränk in die ihm vorgehaltenen zerbrochenen Gläser, Tellercherben und Schalen; ein rothbackiger Bengel läßt sich den Thee sogar in eine Cigarettenhachtel gießen und zieht stolz davon. Plötzlich entsteht Streit, der Theemann ist umringt und von einem Angriff bedroht; man will seinen Samowar haben, den er gestohlen hätte. Der Kerl ist auf Alles vorbereitet, er packt seinen Samowar und wirft ihn einem der Schreier an den Kopf, daß der ganze Hause pustend und brüllend auseinanderfährt, und weg ist er, hinaus auf die Straße. Es ist ein jämmerliches Volk, das sich nun um den zerbrochenen Nitschewo zankt; die Meisten in überaus dürrer Kleidung, doch auch einige handfeste kernige Gestalten unter ihnen, die in dem Staube, Schmutz und Glend vortrefflich zu gedeihen scheinen. Die Stuben der Häuser sind meist an feste Abnehmer dauernd vermietet, schon für einen Rubel monatlicher Miete giebt es Zimmer. Die festen Abnehmer nehmen beliebig

diese Altermiether auf, um die man sich nicht bekümmern kann, obwohl die Kriminalpolizei auch ihre Agenten in dem Hause unterhält, die natürlich Niemand der Insassen kennt. In den Häusern giebt es mehrere Hundert Zimmer; manchmal sind die Zimmer so voll, daß mehr als 20 Personen in einem Raume beieinander hocken, das macht mehr als 2000 Einwohner. Man findet auch ordentliche Arbeiter, die Morgens an ihr Tagewerk gehen und Abends zurückkehren; sie benutzen das Haus als billigstes Quartier in der Mitte der Hauptstadt. Von einem handfesten Dwornik begleitet, treten wir die Wanderung durch die Häuser an. „Im Winter,“ sagte er, „ist es besser hier. Der Geruch ist nicht so schlimm.“ Er mag recht haben, dafür kann in den Zimmern der Geruch im Sommer aber kaum schlimmer sein, als jetzt. Durch eine lange, an der Seite offene Gallerie pfeift der Wind und häuft den Schnee vor den Thüren auf. Die Gestalten des Glends hüpfen über den Fluß, tief-äugige Weiber rufen ihre Waare aus, alte Zwiebacke und Brodnickten, lärmende Trunkenbolde fluchen und singen Lieder, von denen wir glücklicherweise nicht Alles verstehen. Wir öffnen eine Zimmerthür. Rauch, Tabakqualm, Branntweindunst und Wolken von Seifenwasserdämpfen strömen uns entgegen. Wir sind in einem zweifelhaften Raume; etwa zwanzig Personen machen sich hier zu schaffen, schnapstrinkend hoch dort ein Glas, Andere liegen auf den Holzpritschen; ein bis zur Hüfte nacktes, weibliches Gespenst wäscht in einem Holzbottich, Kinder schreien und zerren sich an den Haaren. Keiner kümmert sich darum. Mit lauter Stimme liest ein jugendlicher Mensch aus einer Zeitung, den Pelz trägt er auf dem nackten Leibe, das Gespenst scheint sein einziges Hemd zu waschen. Man achtet nicht auf den Eintretenden, die widerlichsten Flüche erschallen. Im andern Zimmer dasselbe Bild: man scheint kein Geheimniß vor einander zu haben, vor den Augen der Kinder spielen sich unbeschreibliche Szenen ab, kaum kann man glauben, daß hier lebende Wesen derselben Gattung haufen, die uns in den Theatern und in den Bruchträumen der großen Petersburger Welt durch ihre Schönheit, ihren Geschmack und ihre Anmuth entzückt. Der entsetzliche Ort des Wjäsemskijdom oder der Wjäsemskajawra (Kloster), wie es der Volksmund nennt, ist die berühmte „Glasgalerie“ eines der Häuser, ein langer enger Flur, spärlich erleuchtet, mit vielen Abzweigungen und dunklen Treppenschülden und Winkeln, die Hauptverkehrsader des „Klosters“. Hier drängt und stößt sich treppauf treppab das Volk umher; was hier gesucht, gefunden und gethan wird, spottet jeder Beschreibung. Der Geist des Fuzels herrscht hier in der allgemeinsten Weise, Gleichgültigkeit und Schamlosigkeit sind seine Begleiter. Einmal in den sich vorwärts schiebenden Menschenstrom gerathen, findet man es schwer, ihm wieder zu entfliehen. Athmet man endlich wieder reine Luft, so meint man doch noch lange, den Druck von Staub, Schmutz und dem Gemisch der entsetzlichen Dünste des „Klosters“ auf der Brust zu fühlen. Wer es über sich gewinnen könnte, hier einige Tage zu verleben, würde des Seltsamen viel entdecken; doch wie der Ertrinkende nach der Luft, so strebt auch der neugierige Besucher schleunigst wieder nach dem Tageslichte und der frischen Winterkälte zurück.

Wer möchte es glauben, daß in der Wjäsemskajawra noch Menschen wohnen, die zu retten wären? Der Teufel des Trunkes, der dort seine Tempel gebaut hat, beherrscht die Glendesten der Glenden und sträubt sich gegen jeden Versuch, ihm seine Opfer zu entreißen. Betäubung, um den Jammer der Welt nicht zu fühlen, Stillung des Hungers und der thierischen Liebe in ihrer rohesten Form, das sind die Triebe, die die Welt des „Klosters“ bewegen, und nicht selten pulsen die Wellen der Kanäle dürre Körper ans Land, die vordem in dem Wjäsemskijdom gelebt, gelitten und gesundigt hatten.

Hat man die schauerliche Städte des Glends hinter sich gelassen und nach einem Bade, einem gründlichen Wechsel der Kleidung wieder den Stolz des Kulturmenschen gefühlt, so wird dieser Stolz doch wesentlich beeinträchtigt durch das Bewußtsein, daß Hunderte von Kindern unserer kulturpoligen Zeit in dem Wjäsemskijdom zu Verbrechern und Taugenichtsen heranwachsen müssen.

Allerlei.

Aus einer alten Zeitung. Es hat einen eigenen Reiz, Zeitungsblätter aus verschwundenen Tagen nachzulesen. In der „Konstanzer Ztg.“ finden wir nun Auszüge aus dem alten „Donauwälder Wochenblatt“ von 1779–98, die zum großen Teil verdienstlich der Vergessenheit entzogen zu werden. So erziehen wir aus ihnen, daß schon vor hundert Jahren eine dem Fernsprecher ähnliche Erfindung gemacht wurde. Es heißt da nämlich:

„Berlin. Dr. Christin, ein Schweizer, der sich schon lange hier aufhält, hat eine mathematische Korrespondenz erfunden, wodurch man einem Andern seine Gedanken auf eine weite Entfernung mittheilen kann. Ein Fürst würde mittels einer Maschine, wozu sie die hinlängliche Größe hat, seine Befehle auf 200 Meilen weit theilen, und längt in Zeit von einer Stunde die Antwort darauf wieder erhalten können. Das wäre nun freilich eine allerliebste Extrapolli! Aber wenn die Herrn Naturkündiger noch lange so eifrig forschaften, der lieben Mutter Natur alle Arkanen abzuforschen, so siehien sie uns noch die Geheimnisse aus dem Herzen.“ — Auch aufregende Mittheilungen über neue Schießwaffen wurden, wie heute noch, gebracht. So von 1782:

„In Brüssel hat ein Mechaniker eine Hinte erfunden, bei dem der Soldat nicht erst Pulver aufzuschütten braucht, sondern gleich nach der Ladung schießen kann: indem sich das Pulver aus dem Rohr selbst dahin mittheilt. — Zu Wien erstelt ein Uhrmacher zehn Windbüchse, welche ohne frische Ladung zu bekommen, fünfzehn Schüsse hinter einander thun kann. Der Erfinder erhält eine jährliche Pension von siebenhundert Gulden, wovon bei seinem Tode die Hälfte auf sein Weib forterbt.“ — In das gleiche Kapitel gehört auch folgende Nachricht:

„In England hat ein deutscher Chimist der Regierung eine Entdeckung angetragen, kraft welcher der Feind sowohl zu Wasser als zu Lande, in allen Arten Gesecht unfehlbar vertilgt wird; der Minister hat das Anerbieten ausgeschlagen, nicht sowohl wegen dem erstaunlichen Preis, als wegen der schauervollen Erfindung selbst, vor welcher die Menschheit zurückbebt! Zur Ehre der Menschheit ist zu hoffen, daß die Kunst dieses zweiten Phalaris nie über die Schwelle seiner Schmelztische kommen wird. Das Geheimniß soll in der Kunst bestehen, ein Gift zu verfertigen, welches aus Kanonen oder Mörser gemorfen, über Alle einen gewissen Tod verbreitet, welche dessen Dunst einhauchen.“ — Besonders bemerkenswerth an dieser Mittheilung ist, daß der englische Minister das neue Kriegsmittel aus Menschlichkeit verwarf. Ob es heute noch so sein würde? — Daß das in katholischen Lande erscheinende „Donauwälder Wochenblatt“ aufgeklärt im Sinne des damaligen Josephinismus war, zeigt folgende Notiz:

„In Sevilla wurde eine angebliche Hege verbrannt, welche Eier gelegt haben soll. Vermuthlich waren dieselben giftig, somit hätte man die menschliche Genuß leben lassen sollen!“ — Schliesslich mag noch folgender Artikel aus Fulda vom Jahre 1784 Aufnahme finden: „Das Fürstenthum Fulda ist vielleicht die einzige Provinz, wo die Verlegung der männlichen Oberherrlichkeit auf den Weibern, oder besser zu reden, die Feigheit an den Männern auf die sonderbarste und empfindlichste Art gerügt wird. Wenn der Mann überwiesen wird, von seiner Frau Schläge empfangen zu haben, so hat das fürstl. Hofmarschallamt das Recht, die Sache zu untersuchen und nach gerundeter That folgende Strafe auszuüben: Daß dessen Wohnhaus durch sämtliche in fürstlicher Dienste stehende Bediente abgedeckt wird; von 16 Jahren hatte man von der Exekution ein Beispiel, und in weniger als 5 Minuten ein Haus von allen Ziegeln entblößt, das stunde.“

Spazierstock-Sammlungen. Der frühere Präsident der Vereinigten Staaten, Mr. Groner Cleveland, der eine der kostbarsten Spazierstock-Sammlungen besitzt, hat u. A. einen Stock aus kunstvollem Hornmosaik, in welchem Horntheile von jeder gehörnten Thiergattung enthalten sind, die in Texas jagdbar ist. Ein anderer Stock, der „Andrew-Jackson“, hat in winzigen, aber deutlich lesbaren Buchstaben das Vaterunser eingeschmitten und außerdem zwölf — demokratische Wahlsprüche. Den kostbarsten Stock der Welt aber besitzt, wie die illustrierte Zeitschrift „Univerium“ mittheilt, der Dr. Hale in New-York. Dieser Stock hat einen 3 Pfund schweren Griff aus 18 karätigem Golde, in den 65 Diamanten eingelassen sind. Eine goldene Schlange mit Augen aus Rubinen umwindet den Stock, in dessen Griff überdies ein goldener Chronometer enthalten ist, dessen Deckel weitere 24 Diamanten zieren. Der kostbare Stock ist auf 5 Mill. Dollars geschätzt worden. Da er aber neueren Nachrichten zufolge nicht mehr als 100 000 Dollars gelostet haben soll, so wäre auch er noch nicht einmal der kostbarste aller Stöcke, sondern das wäre dann der mit riesigen, auf 300 000 Dollars bewertete Diamanten geschmückte Spazierstock des Maharadschah von Baroda in Indien. Eine große und kostbare Stocksammlung besitzt auch der Prinz von Wales. Sie besteht gegenwärtig aus 170 Stück, darunter befindet sich einer aus einem Aie jener Gise, in deren dichtem Gewirg Karl II. 1651 Schutz vor seinen Verfolgern fand. Die Königin Victoria hat sich seiner zur Stütze bedient. Ein anderer Stock dieser Sammlung ist aus dem Holze eines der Pfeiler der berühmten alten Londoner Brücke geschnitten. Die meisten aber sind indischen Ursprungs, zum Theil mit Schriftzeichen versehen und im Uebrigen wahre Wunder der Holz- und

Stenbeinschnitzerei. Auch Fürst Bismarck dürfte, da ihm zu Geburts- und allen möglichen Erinnerungstagen unter Anderem auch zahlreiche Spazierstöcke verehrt worden sind, eine Sammlung von einigen hundert Stück haben. Darunter ist einer, der durch einen Druck zu einem handfesten Sessel umgewandelt werden kann und doch noch lange nicht so viel wiegt, wie jene Spindigen Knüttel der amerikanischen Gigerl, der „Judes“. Daß man mit Spazierstöcken alle möglichen nützlichen und unnützen Dinge zu verbinden, resp. in ihnen unterzubringen versucht hat, wie Pfeifen, Spritzen, Degen und Dolche, elektrische Lampen, Schreibzeug, Schirm, chirurgisches Verbandsgeweg u. s. w., ist eine alte Geschichte. Anfang der Vier Jahre erfand der Fürst Bückler-Muskau einen Stock, in dessen Innerem ein Lorgnon verborgen war. Den thörlichsten „Sprühstock“, aus dem nach Druck auf eine Feder Wasser oder eine andere Flüssigkeit hervorspritzte, erfand der Neapolitanische Prinz Melissano. Den chirurgischen Spazierstock, der in seinem Innern alle für kleinere Operationen erforderlichen Instrumente nebst Carboll, Sublimat &c. enthält, erfand der Oberarzt des Segeidiner Krankenhauses, Dr. G. Goldschmidt. Ein Stock, der in seiner Hölzung ein Negendach verbirgt, kam schon zur Kongreßzeit 1814 auf. Bekannt geworden sind auch die „Barmecidenstöcke“, benannt nach einem im Décoré François ausgepflanzten Trauerspiele von Labarre, „Die Barmeciden“. Diese Stöcke ließen, wenn man ihren Knopf berührte, einen durchdringenden Pfiff ertönen. Sie sind indeß sehr bald so gründlich verschwunden, daß ein Sammler für ein Barmecidenstöckchen vergebens 20 000 Franken bot. Der Stock mit der elektrischen Glühlampe im Knopf, die sofort leuchtet, wenn der Stock etwas schräg gehalten wird, ist mit das Neueste in der Stock-Industrie, von Herrn von Rohwinkel in den Handel gebracht. Und einen anderen „elektrischen“ Spazierstock hat jüngst ein Pariser Ingenieur konstruirt. Wenn man mit dem Ende dieses Stockes einen Angreifer berührt und gleichzeitig auf den Knopf drückt, erhält der Berührte einen elektrischen Schlag, der ihn für mehrere Minuten betäuben soll. Das wäre das Ideal eines Stockes zum Schutze gegen Ueberfälle in unsicheren Großstadtstraßen.

Uebertrumpft. Erster Fabrikant: „Meine Geldkassette haben die Feuerprobe bestanden. Neulich that ich ein lebendes Huhn hinein, stellte die Kassette aufs Feuer und sie widerstand, bis das Huhn gebraten war.“ — Zweiter Fabrikant: „Das ist gar nichts. Ich that in die meingee auch ein lebendes Huhn, stellte sie mehrere Stunden aufs Feuer und als ich das Huhn herausnahm, war es erfroren.“

Vom Büchertisch.

Indieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Nr. 2858 der **Illustrierten Zeitung** vom 7. April, mit der das zweite Quartal dieses Jahres beginnt, gewinnt in der diesmaligen Fortsetzung des von Rudolf Sendig, dem Vorsitzenden des Preisauschusses des Fremdenverkehrsvereins zu Dresden, herausgegebenen Prachtwerkes „Dresden eine Fremdenstadt und Umgebung mit ihren Schönheiten in Kunst und Natur“ einen ganz intimen Reiz, der nachhaltig an fesseln weiß. Wir sehen da den König Albert von Sachsen als Kronprinz im Feuer bei Düppel 1849, inmitten des Generalstabes der von ihm zum Siege geführten Maasarmee 1870, bei der Ueberreichung des Marschallstabes durch König Johann 1891, aber auch in prächtigen Bildern aus den letzten Jahren in den gern aufgesuchten Jagdgründen der Sächsischen Schweiz, beim Empfang einer Deputation auf der Terrasse des Schlosses zu Pillnitz und an der Seite der Königin Carola als Schlossherrschaft zu Sibyllenort in Schlefien inmitten eines fröhlichen Kinderfestes. Andere Blätter gewähren Einblicke in das Arbeitszimmer des Monarchen zu Dresden und in die traulichen Räumlichkeiten des Jagdschloßchens in Mehsfeld. Das jedem Abonnenten der Illustrierten Zeitung völliig kostenlos zugehende reichhaltige Bilderwerk wird zu dem noch in diesem Monat stattfindenden Doppeljubiläum des in Deutschland wie in Oesterreich-Ungarn gleichmäßig verehrten Monarchen vollständig vorliegen.

— **Heraldischer Atlas.** Eine Sammlung von heraldischen Musterblättern für Künstler, Gewerbetreibende und Freunde der Wappenkunde, zusammengestellt und erläutert von H. G. Ströhl. 76 Tafeln in Bunt- und Schwarzdruck nebst zahlreichen Textillustrationen. Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart. Von diesem aus 25 Lieferungen à 1. — M. bemessenen Werke ging uns soeben das erste Heft zu, dessen farbenprächtiger und vielseitiger Inhalt das neue Unternehmen bestens empfiehlt. Es ist anzuerkennen, daß der Verleger den Preis im Verhältniß zu dem was er bietet, sehr niedrig gestellt hat, so daß auch weniger Bemittelte sich die Anschaffung des heraldischen Atlases nicht versagen werden. Da das Interesse für gute Heraldik gegenwärtig sichtlich im Zunehmen begriffen ist, dürfen wir annehmen, daß der „Heraldische Atlas“ als ein zeitgemäßes Unternehmen Vielen willkommen sein wird, die sich aus Beruf oder Liebhaberei der Heraldik befassen.

Verantw. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Tiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87